

Das Rätsel von Wildenwarth

Kriminal-Roman von MATHIAS BLANK

(Nachdruck verboten)

42

Sie besaß ja nicht viel; das wenige war rasch gepackt. Hier ließ sie doch nichts mehr zurück, von dem sie erst Abschied nehmen mußte.

Da entdeckte Liselotte den Brief, der für sie auf den Tisch gelegt worden war. Hastig saßte ihre Hand darnach.

Sie kannte diese steilen Züge!

Der Abschied von der, die doch ihre Mutter war; sie hatte diese Zeit, die Liselotte dazu verwandte, um die Perlen wieder in die Hand des wirklichen Besitzers zurückzugeben, zur raschesten Abreise benutzt.

Um so besser!

Sie hätten sich nichts mehr sagen können.

Aber der Brief?

Nachdenklich, wie in unbewußter Vorahnung einer Gefahr, öffnete ihn Liselotte.

Ein langes Schreiben. Sonst nichts.

Und sie las; ohne Überschrift, ohne Anrede, ohne ein letztes abschiednehmendes Wort; nur flüchtig hingeworfen, wie man eine letzte, vielleicht lästige Weisung gibt.

« Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich von Wildenwarth schon fort. Ich habe Dir auch nichts zu hinterlassen, kein schönes Wort von Reue oder sonst etwas, wie er solche oft gebrauchte. Es war eben ein Irrtum, als ich an dem Toten noch meine Rache haben wollte, denn Du bist von seinem Stamme und nicht von meinem Blut. Du magst mich verdammen, verächtlich finden, Du magst vielleicht über mich beten wollen, mich berührt es nicht. Ich würde auch diese Zeilen nicht geschrieben haben, wenn es nicht sein müßte, um Dich vor einem falschen Schritt zu bewahren. Weil ich nichts haben wollte, weil nichts sein sollte, was an den Toten erinnerte, deshalb habe ich auch sein Haus verkauft, in dem jetzt fremde Menschen hausen. Diesen Weg, der unnötig wäre, will ich Dir noch ersparen, denn die Fremden würden Dich nicht kennen. Ich wollte, daß nichts — gar nichts bleiben sollte, was von ihm kam. Nur sein Blut in Dir habe ich nicht zerstören können, wenn ich auch sein Haus verschacherte. Damit Du aber wenigstens das Geld hast, das sein Geld ist, denn von meinen Händen würdest du keins nehmen — es ist das verhaßte Blut — habe ich das Kaufgeld von dem Hause für Dich auf der Bankfiliale hingelegt, wo Du es erheben kannst. Viel ist es nicht! Aber Du bist wie er, und Du wirst schon Tulpenzwiebeln dafür bekommen. Zwei Welten wie seine und die meine werden nie zusammenkommen; und Du mußtest von seinem Stamme sein oder von dem meinen; ein Kompromiß gab es da nicht, und deshalb kam der heutige Tag und dies Ende. Ich gehe, und der Weg wird mich den deinen nie mehr kreuzen lassen. Ich verzichte auf Mitleid und Bedauern, denn was mißglückt, ist stets eigener Irrtum, eigene Schuld. »

Sonst nichts. Kein Gruß, kein Abschied. —

Dies letzte aber war wie Frau Sabine sein mußte, in diesem Augenblick noch wie im Hohne lachend, sich als stolz und überlegen bewußt.

Alles andere wäre an ihr Lüge gewesen; ihre wahre Natur hatte zum letzten Male gesprochen.

Aber nicht daran war Liselotte so erschrocken, denn in ihrem Herzen fühlte sie keine Gemeinsamkeit mehr mit dieser Frau, die sie geboren hatte, die durch das Schicksal zu ihrer Mutter wurde, von der sie aber nichts geerbt hatte, da ihr ganzes Wesen nur das ihres toten Vaters war. Und diese Mutter hatte ja auch ihr Kind nie geliebt, sondern auf ihre Art im Kind den Vater gehaßt; das Kind hatte sie in ihren Lebensbann weisen wollen, um einen Toten zu treffen.

Das Haus des Vaters, diese stille Einsamkeit, diese Zufluchtsstätte eines müden Träumers, die ihr selbst die Heimat werden sollte, ihre letzte Hoffnung, hatte sie verkauft, im gleichen Haß, der alles zerstören wollte, was noch von dem Toten kam.

Und da, wo Liselotte ihre kindlichen Spiele gemacht, wo ihr Vater seine Märchen erzählt und seine lieben Blumen gepflegt hatte, lebten nun irgendwelche fremde Menschen, die längst seine Blumen entwürzelt und vielleicht Kohl und Gemüse angebaut hatten.

Was aber blieb ihr dann? Wohin sollte sie sich jetzt noch flüchten, da ihr dies letzte Ziel geraubt war?

Das Geld! Nur das blieb ihr.

Aber hatte sie damit eine Heimat?

Die Frau, die ihre Mutter und die Frau des toten Vaters war, hatte den Haß verstanden.

Liselotte weinte, da sie keine Heimat mehr hatte.

Jetzt erst hatte sie gar nichts mehr, denn der letzte Wahn an ein kleines Häuschen mit dem Garten, in dem in Erinnerung das tote « Väterchen » die Blumen hütete, war zerstört.

Zu den Menschen hatte sie aber keinen Weg gefunden, hatte kein Herz entdeckt.

Nur einmal — einmal war in ihrem Herzen der Glauben geweckt worden, der dann zur Liebe wurde. Einmal war die Hoffnung zu ihr gekommen, und die Sehnsucht.

Aber auch das war vorbei. Für sie war alles verloren.

Als der Tag dämmerte, als im Westen die Sonne in einem kupferglühenden Himmel niedersank, saß Liselotte am stillsten, einsamsten Ufer des Wildenwarther Sees; sie lehnte auf der niederen Bank und schaute über die ruhige, blinkende Wasserfläche mit verträumten Augen hin.

Ein Rauschen ging durch die Baumkronen, dann und wann der Ruf eines Vogels, sonst kein Laut.

Bis hierher war sie gekommen, nachdem sie ohne Zweck und Ziel umhergeirrt war.

Müde war sie, müde von diesem irren Suchen, müde von den quälenden Gedanken.

Nur ausruhen!

Aber die Gedanken ließen sich nicht so befehlen: diese bohrten, grübelten und drängten.

Was nun? Wohin?

Sie wußte es nicht, sie fand keine Antwort.

Sie war ohne Heimat, ohne Freud, ohne Ziel.

Alles wie tot!

War es da nicht besser zu sterben, all der Last ein letztes Ziel geben, das auch ihrem Vater die Ruhe gebracht hatte? Zwecklos leben?

Der Tod führte sie dann wieder dem Vater zu; im Tode ließ sich wirklich ausruhen von aller Müdigkeit, von aller Qual, von allen Kämpfen.

Sterben! —

Sie empfand die Ruhe in diesem Wort, das für sie wie Versöhnung klang.

Ja, wenn sie eines Menschen Herz nur besäße! —

Nein! —

Sterben — heimkehren zu « Väterchen ».

Die Wellen trugen sie dann irgendwo ans Land und ihre Seele hatte sich dann zu « Väterchen » gefunden.

Was zögerte sie?

War dies Ende nicht Erlösung?

Und lächelnd trat sie zu dem Ufer hin; das Wasser umspülte ihre Schuhe.

Das Abendrot warf seine Lichter in den See, ein funkelndes, strahlendes Bett zur Ruhe.

Sterben! —

Ihr Wille war es. —

Und sie schritt weiter — ohne Schrecken — ohne Grauen dem letzten Ziel entgegen. —

29. Kapitel.

« Die Koffer sollen gleich zur Bahn gebracht werden. Mir aber besorgen Sie ein Fahrschein-
heft über Köln nach Rotterdam. Ich will noch einen kleinen Spaziergang machen und dann den Nachtzug benutzen. »

« Gewiß, Herr Conte! Es wird alles besorgt. »

Dann verließ Leo Conte Castellani das Hotel.

Er wollte spazieren gehen, irgend wohin, wo er keinem Menschen mehr begegnete, denn nach dem Verhör bei dem Kriminalkommissar Stülpnagel wußte er, warum er plötzlich mit solchem Mißtrauen und so schroff abweisend behandelt worden war. Man hielt ihn für den Dieb jener verschwundenen Perlen; man sah in ihm mindestens einen Mitschuldigen und glaubte daran.

Das war ja nun vorbei, denn die Perlen waren von unbekannter Seite wieder ausgeliefert worden.

Der Verdacht konnte ihn jetzt nicht mehr treffen.

Aber trotzdem wäre es dem Conte unerträglich gewesen, jetzt Menschen zu begegnen, die ihn kaum vierundzwanzig Stunden vorher noch wie einen Dieb verachtet hatten und nun plötzlich wieder in schönen Höflichkeiten sprechen würden. Er fühlte einen Widerwillen gegen die Menschen hier. Deshalb wollte er noch mit dem Nachtzuge fort, zurück in seine Heimat, fort von dem lärmenden Treiben.

Es hielt ihn ja nichts.

Er konnte mit aller Vergangenheit endgültig abschließen; er wußte, daß Feodorowna Littenkoff zur russischen Grenze geschafft wurde, wo sie in Rußland dann verschwinden mochte. Das Geld, das er ihr noch für diese letzte Aushändigung verräterischer, diplomatischer Papiere übergeben hatte, verschmerzte er um so bereitwilliger, da er nun um so endgültiger frei war. Auch die andere Episode, die in sein Herz, trotz der Kürze der Zeit, trotz der kurzen Dauer um so schmerzlichere Wunden geschlagen hatte, mußte vergessen werden.

So tief hatte ihn diese Enttäuschung getroffen.

(Schluß folgt.)